

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 29.

Berlin, Donnerstag den 7. März

1844.

Frankreich.

Ueber die katholische Bewegung in Frankreich.

(Dritter Artikel.)

Die Kanzelredner und die Journalisten.

Auch die Kanzel hatte in der letzten Zeit ein wechselndes Schicksal. Die Restauration brauchte sie zu einem Werkzeuge der Politik und schuf ihr dadurch viele und heftige Feinde; ihr Einfluß nahm ab und erstreckte sich zuletzt fast nur auf die ländliche Bevölkerung und die Frauen. Nur Frayssinous erfreute sich einer großen und wohlverdienten Theilnahme, denn, allem Parteitreiben fern, setzte er an die Stelle jenes intoleranten Drakelstones eine ruhige und durchdachte Untersuchung und bestrebte sich, Vernunft und Glauben im Einklange zu zeigen.

Seit 1830, und namentlich in den letzten Jahren, hat sich der Kanzelton geändert. Die Geistlichkeit hat begriffen, daß die Politik nicht in die Kirche gehört, und hat sich mit seltenen Ausnahmen auf die religiöse Belehrung beschränkt. Auch die geistlichen Behörden haben sich in diesem Punkte streng gezeigt, und erst ganz vor kurzem soll ein Jesuit zu Paris von seinem Orden selbst einen scharfen Verweis erhalten haben, weil er sich legitimistische Ausfälle auf der Kanzel erlaubt hatte. Die Seminare bilden einen merkwürdigen Gegensatz zu den Kanzelrednern. Jene erstarren gleichsam täglich mehr in einer längst abgestorbenen Vergangenheit, diese suchen sich in die engste Beziehung zur Gegenwart zu setzen. Es haben sich zwei Schulen gebildet; die eine schließt sich, wenigstens der Methode nach, an die Redner des 17ten und 18ten Jahrhunderts, die andere folgt dem freieren Gange des 16ten. Diese letztere Schule beschäftigt sich weit weniger damit, den Irrthum zu bekämpfen, als die Wahrheit zu befestigen, fast als glaubte sie durch die Untersuchung dem Zweifel neuen Stoff und neue Kraft zu geben. Sie mildert so viel als möglich die Formen und die anschließenden Lehren des Katholizismus und versucht namentlich auf die gebildeten Klassen durch die Liebe und das Gefühl zu wirken. Ihre bekannnten Vertreter sind Deguerry, Coeur, Combalo und Lacordaire. Lacordaire war anfangs Advokat, später nahm er sehr thätigen Antheil an der Redaction des Journals l'Avenir und wurde mit Lamennais genau befreundet. Als Letzterer sich von der Kirche trennte, blieb jener zwar orthodox, aber er folgte dennoch in vielen Punkten den veränderten Ansichten seines großen Freundes. Seine Predigten hatten solchen Erfolg, daß 1200 junge Leute den Erzbischof von Paris in einer Bittschrift ersuchten, dem Redner die Kirche Notre-Dame zu öffnen, um hinreichenden Raum für die Zuhörer zu gewinnen. Herr von Quelen trug Bedenken, auf dies Gesuch einzugehen, denn die Gegenpartei war zu mächtig; man versuchte auf alle Weise, den Schüler des neuen Arius wo möglich ganz zu entfernen, und noch heute hegt ein gewisser Theil der Geistlichkeit eine geheime und oft übel verhüllte Feindschaft gegen Lacordaire. Dadurch, daß er Mönch geworden, hat er freilich diese Bestrebungen ziemlich entkräftet; denn als Abt des Dominikaner-Ordens genießt er bischöflichen Rang in der Kirche, sonst hätten ihn vielleicht schon diejenigen, welche seine Freunde scheinen, zum Schweigen gebracht. Lacordaire, eine kräftige, edle, aber unbegleibliche und sich zuweilen selbst widersprechende Natur, ist gewissermaßen der Savonarola der heutigen Kanzelberedsamkeit zu nennen. Er treibt wissenschaftliche Studien, beschäftigt sich mit dem christlichen Sozialismus und mit Politik, preist bald die Ligue, bald die Revolution, und erhebt das französische Volk beinahe zu einem auserwählten Volke Gottes. Er überredet mehr, als er überzeugt. Er erkennt die Siege und Eroberungen der Neuzeit an und versucht zugleich, die edlen Bewegungen der Geister zu Gott zurückzuführen, von dem sie sich seit fünfzig Jahren entfernt haben. Er ist weniger ein Theologe als ein Tribun der Religion, welcher die bürgerliche Gesellschaft wieder mit der Kirche ausöhnen will.

Der ausgezeichnetste Vertreter der alten Schule, de Ravignan, besitzt den Ernst, die Korrektheit und die Methode der Prediger des Jesuiten-Ordens, welchem er angehört. Während bei Lacordaire sich eine verworrene Menge neuer Ideen im Katholizismus zu entwickeln scheint, beharrt de Ravignan bei den unbegleiblichen Regeln der Ueberlieferung und vergegenwärtigt eine Vergangenheit, welche sich in hartnäckigem Kampfe gegen den Geist der Neuzeit zu behaupten strebt. Die Strenge seines Wesens, sein mönchisches Aeußere, sein salbungsvolles Auftreten geben de Ravignan fast das Ansehen eines Heiligen.

Seine Predigten wirken auf die Frauen weit mehr als auf die Männer, weil sie mehr die Einbildungskraft als den Verstand bewegen. Es ist überhaupt mehr die Methode als die Tiefe des Gedankens, durch welche er wirkt. Doch ist er ausgezeichnet, wenn er den Skeptizismus oder die Ketzerei angreift. Weit entfernt, die Vernunft zu verwerfen, ruft er sie vielmehr zu Hülfe, um die Beweise religiöser Wahrheiten zu unterstützen, so daß er in dieser Hinsicht dem früher genannten Bautain geradezu widerspricht.

Es zeigen sich überhaupt merkwürdige Abweichungen und Widersprüche, wenn man die Reden der verschiedenen Pariser Prediger vergleicht, so daß die Rechtgläubigkeit selbst erschrecken und die Philosophie zahlreiche Angriffspunkte finden könnte. Wenn übrigens die Prediger der Gegenwart nicht nur hinter Massillon und Bourdaloue, sondern auch hinter Frayssinous und de Boulogne zurückbleiben, so muß man doch auf der anderen Seite anerkennen, daß ihre Thätigkeit wahrhaft unermüdet ist. Berühmte Redner aus der Provinz werden auch von Zeit zu Zeit nach Paris berufen, was gleichsam als eine entscheidende Anerkennung ihres Verdienstes gilt. Die Landprediger sind meistens hinter den Anforderungen zurück, die man billigerweise an sie machen muß, und nur ihr wohlthätiges praktisches Eingreifen in das Leben der Gemeinde gleicht diesen Fehler einigermaßen aus.

Aber der Einfluß der Kanzel, obgleich man ihn, wie es scheint, bedeutend überschätzt hat, genügt den Männern der Reaction nicht. Man suchte also eine andere Bühne und warf sich auf die Presse, um ungehindert von ganz anderen Dingen als von Moral und Liebe zu predigen. Sehr viele Priester schufen sich im Journalismus eine Art Filial für ihren Predigtstuhl, und diese Bestrebungen griffen Tag für Tag weiter um sich. Es möge hier genügen, einen flüchtigen Blick auf den Zustand der religiösen Presse zu werfen.

Die katholische Reaction hat seit 1830 viel Mühe und Geld an die Presse gewendet, aber ihre Unternehmungen hatten meistens nur ein sehr vorübergehendes Bestehen. Unter den religiösen Journalen, die einander seit zwölf Jahren folgten, hat ein einziges, l'Avenir, Aufsehen gemacht. Es wurde redigirt von de Lamennais, Gerbet, Lacordaire, de Salinis, de Scorbiac, de Cour und de Montalembert und hatte sich die Aufgabe gestellt, die Kirche aus dem Traume veralteter Ueberlieferung aufzurütteln, sie mit den neuen Ideen in Beziehung zu setzen und zugleich die in vereinzelt Systemen und haltlose Zweifel verirrte und zersplitterte Philosophie um das katholische Dogma zu sammeln. Das war freilich ein großer Gedanke, aber gefährlich für die Kirche, denn um diesen Standpunkt zu behaupten, mußte man von vornherein unumstößlich darthun, daß die katholische Lehre aller und jeder gegenwärtigen Entwicklung der Wissenschaft, der Philosophie und der menschlichen Gesellschaft Genüge leiste. Denn der geringste Zweifel, den man in dieser Hinsicht hätte bestehen lassen, wäre zu gleicher Zeit ein stillschweigendes Bekenntniß gewesen, daß man, wenn nicht eine neue Offenbarung, so doch eine neue und tiefgehende Entwicklung des katholischen Dogma's für nothwendig erachtet habe. Außerdem verlangte das Avenir die vollständige Trennung der Kirche vom Staate, unbedingte Pressfreiheit, Freiheit des Unterrichts und Einziehung des Gehaltes der Geistlichen. An dieser Vereinigung politischer und religiöser Ideen scheiterte es aber, denn es erhoben sich Gegner aus allen Ständen und von allen Farben, die Bischöfe wie die niedere Geistlichkeit, die Konservativen wie die Radikalen und Rom selber. Die Redacteure widerriefen und zogen sich von dem Blatte zurück, nur Lamennais verfolgte den Weg des Abgrundes.

Das Avenir hatte Ideen angeregt; die gegenwärtig bestehenden Journale aber, welche sich als Hüter des Glaubens ankündigen, beschränken sich ohne Ausnahme auf haltlose und sentimentale Declamationen. Heute bringen sie Jubel-Oden auf die Wiedergeburt des religiösen Lebens, morgen Klagelieder über die Gottlosigkeit des Jahrhunderts. Es ist eine vollständige Anarchie, in welcher der Katholizismus vornehmlich als Mittel politischer Opposition ausgebeutet wird. Denn alle Journale der katholischen Reaction sind in der That nur in einem Punkte einig, in dem Kampfe gegen die bestehende Macht; die einen führen ihn offen, die anderen verdeckt, alle aber bekennen sich zum Legitimus.

Die offizielle Zeitung des Neo-Katholizismus ist gegenwärtig der Univers. Er wurde im Jahre 1832 von dem Abbé Migne gegründet, welcher jetzt die katholische Buchdruckerei von Petit-Montrouge leitet. Migne wollte einen Mittelweg einschlagen und erklärte, daß er keiner politischen oder religiösen Partei dienen werde, daß er rein katholisch sey und zwar die Lehren beurtheilen, die Personen aber mit dem Mantel der christlichen Liebe bedecken wolle. Wie sehr hat sich der Univers seitdem von seiner ursprünglichen Richtung entfernt! Durch den Schiffsbruch des Avenir erschreckt, hüteten sich die Redacteure des neuen Jour-

*) Vgl. Nr. 17 u. Nr. 16 des Magazins.

nals vor dem Ungeflüm, welches ihre Vorgänger ins Verderben geführt hatte, und gründeten den Erfolg ihres Unternehmens auf die Mittelmäßigkeit desselben. Der Avenir hatte versücht, ein Organ der Kirche zu seyn, der Univers wollte nichts seyn, als das Echo der Geißlichkeit, und seine meisten Artikel kommen aus der Feder von Priestern, besonders bischöflichen Secretairen und einigen neu bekehrten, unerfahrenen und jungen Laien. So vegetirte der Univers einige Jahre ohne eigentlichen Zweck und mit einer legitimistischen Farbe, ging durch mehrere Hände und gelangte endlich im Jahre 1836 unter die Direction de Saint-Ehéron's, welcher zur Regierungspresse gehörte und dem Blatte einen ziemlich deutlichen dynastischen Charakter gab. Deshalb erklärte sich ein Theil der Geißlichkeit gegen den Univers, er wurde selbst in einigen Seminaren verboten, und die legitimistische Partei gründete die Union catholique, um seinen Einfluß bei der Geißlichkeit zu neutralisiren. Aber schon nach zwei Jahren verloren die Unternehmer die Geduld, weil sie mehr als 200,000 Franken eingekauft hatten. Sie schwanken einige Zeit zwischen der Quotidienne und dem Univers, entschieden sich endlich für den letzteren und boten ihm ihre Kräfte und ihre Abonnenten an. Der Vorschlag wurde angenommen, und man sah, was bis dahin unerhört war, ein Tagesblatt in dasjenige übergehen, welches es bekämpft hatte. Der Univers fügte den Titel der Union catholique zu dem seinigen. Seine Lage wurde nun freilich schwierig, weil er alte und neue Abonnenten, alte und neue Redacturen betriedigen mußte. De Saint-Ehéron legte um diese Zeit seine Redaction nieder, das vermehrte Blatt gab seine bisherige Mäßigung auf und wurde wieder quasi-legitimistisch. Dieselbe Unsicherheit, wie in dem politischen Auftreten, zeigt der Univers auch in religiöser Hinsicht: es fehlt ihm an einer durchgreifenden, sicheren Leitung, an Ruhe und Offenheit. Seine Philosophie dreht sich in ewigem Kreise um die Worte Pantheismus und Rationalismus, seine Kritik ist jederzeit absprechend, oft leidenschaftlich und heftig; mit einem Worte, er überschreitet in jeder Hinsicht die Gränzen des Gerechten und des Wahren. Er erscheint in zwei Ausgaben; die eine täglich, mit Ausnahme des Montags, die andere dreimal wöchentlich in Quart. Die Zahl der Abonnenten beträgt kaum 3000.

Hier herrschte die religiöse Frage vor, in den übrigen Tagesblättern bildet sie nur einen sehr unbedeutenden Anfang zur Politik. Da begegnet uns in der ersten Reihe de Genoude mit der Gazette de France, das monarchische Dogma der Restauration verteidigend. Chateaubriand hatte gedacht, die moderne Freiheit mit der alten Monarchie zu vereinigen; Genoude, der niemals einen bedeutenden neuen Gedanken gehabt hat, parodirt ihn und versucht 1789 und 1815 zusammenzuschmelzen. Dadurch ist die Politik der Gazette ein beständiger Unsinn geworden. Die Radikalen haben über ihre Demokratie gelacht. Die Legitimisten sind des Jakobinismus beschuldigt; diesen hat sie geantwortet, daß sie nicht demokratisch, jenen, daß sie nicht legitimistisch sey. So ist ihre ganze Macht in Rechtfertigung, Erläuterung und Verleugnung ihrer Lehren aufgegangen, und sie hat einen beständigen Krieg mit den Journalen ihrer eigenen Farbe zu führen. In der Religion ist sie zwar etwas gemäßiger, aber durchaus unbedeutend. Der Katholizismus bringt sie stets auf die Politik, und die ganze Besprechung läuft auf einige immer wiederkehrende wunderliche Behauptungen hinaus: die Regierung hat die Gottlosigkeit in ein System gebracht, die Kirche ist tyrannisiert; man muß die alte Einrichtung derselben wiederherstellen und der Geißlichkeit einen größeren Einfluß auf die Angelegenheiten des Landes gewähren. Im Jahre 1837 gab die Gazette durchschnittlich 3306 Nummern aus; 1838 noch 3000; 1843 nur noch 3338. Im Jahre 1838 gab sie durchschnittlich 4700 Nummern für die Provinzen zur Post, im letzten Semester des Jahres 1843 nur 2,946 Nummern. Doch beruht die Verminderung der Abonnenten zum Theil auch darauf, daß die Gazette in Rom und den sardinischen Staaten verboten worden ist.

In einer neuen Verwandlung zeigt sich de Genoude in der Nation. Es ist freilich bloß der Titel: denn in Wahrheit ist die Nation nichts anders als ein fortlaufender Kommentar zu den in der Gazette gepredigten Grundsätzen. Die Nation gab im letztvergangenen Semester täglich im Durchschnitt 2886 Nummern aus und beförderte durch die Post, vor ihrer Vereinigung mit dem Etat, 310 Exemplare; die giebt für jedes Departement 6 Abonnenten. Seit jener Vereinigung beträgt die Postsendung 1015 Exemplare.

Die Gazette de France will Heinrich V. und die Demokratie; die Quotidienne dagegen Heinrich V. und die Charte von 1814. Sie steht unter dem besonderen Schutze der Herren Berryer, de Roailles und de Balmy und wird von de Locmaria redigirt. Sie verleiht dem Königthume konstituierende Gewalt und einen ganz anderen Ursprung als den Willen des Volkes. Einmal versuchte sie, einen Schritt vorwärts zu thun, aber die jungen Leute, welche diesen Fortschritt in die Redaction brachten, wurden sehr bald veranlaßt, sich zurückzuziehen, gleich als wäre es in der legitimistischen Partei unmöglich, mit der Gegenwart fortzuschreiten, ohne die Vergangenheit zu leugnen und die eigene Sache in Gefahr zu bringen. In religiöser Hinsicht ist die Quotidienne ohne Zweifel das vernünftigste unter den Parteiblättern. Sie hat zwar auch zuweilen ihre intoleranten Aufwallungen und predigt gegen den Protestantismus und die Glaubensfreiheit, aber das ist ein feindlicher Fanatismus, welcher durch eine Art von weltlichem Skeptizismus, den sie von Richaud geerbt hat, glücklich gemildert wird. Ihr Grundsatz ist: die constitutionellen Ideen bekämpfen, heißt der Kirche dienen. Sie zählte im Jahre 1838 durchschnittlich 3500 Abonnenten, im Jahre 1843 gab sie durchschnittlich 3016 Nummern aus.

(Schluß folgt.)

Japan.

Die Europäer in Japan.

(Schluß.)

Alle Japanesen, welche durch ihre Functionen mit den Holländern in Berührung kommen, die Lieferanten, der Arzt, der im Fall der Krankheit oder Abwesenheit des holländischen Arztes seine Stelle vertreten darf, und die als Bediente zugelassenen Personen tragen einen Erlaubnißschein bei sich, vermöge dessen sie, doch nur in den geschäftlichen Stunden, in Dezima aus- und eingehen können. Dieselben müssen aber vor Antritt ihrer Functionen mit ihrem Blute einen Eid unterzeichnen, mit den Holländern in keinen Verkehr zu treten, der mit ihren offenkundigen Functionen nichts zu thun hat, und besonders über die Sprache, die Geseze, Religion oder Geschichte des Landes ihnen keine Nachricht zu geben. Außer den genannten Personen und den Dolmetschern kann kein Japanese, ohne spezielle Erlaubniß des Gouverneurs von Nagasaki, Dezima betreten; doch sollen Japanesen von Rang, welche diese Formalität vermeiden und doch ihre Neugierde befriedigen möchten, um zugelassen zu werden, sich für Bediente der von ihnen bestochenen Regierungs-Beamten ausgeben.

Die Polizei-Beamten, welche über die Beobachtung dieser Anordnungen zu wachen haben, sind immer in Dezima anwesend, begleitet von einer hinreichenden Anzahl von Dolmetschern; doch lösen sie sich alle vierundzwanzig Stunden ab.

Die Dolmetscher bilden eine besondere Corporation und werden vom Siogun befohlen. Es giebt ihrer bloß für den Verkehr mit den Holländern 60 bis 70; für die Geschäfte der chinesischen Faktorei, die in der Nähe von Nagasaki wie die holländische eingeschlossen ist, ist ihre Anzahl noch größer. Die Dolmetscher können übrigens mit keinem Mitglied der Faktorei allein zusammenkommen; sie sind immer von einem Municipal-Beamten begleitet, was wahrscheinlich nur deshalb geschieht, um ihrem Verkehr mit den Holländern den offiziellen Charakter zu erhalten, da man nicht annehmen kann, daß diese Beamten, die kein Holländisch verstehen, hierbei als Spione dienen.

Was das sonstige Benehmen der Japanesen gegen die Holländer betrifft, so sind die Nachrichten der holländischen und deutschen Schriftsteller darüber etwas von einander abweichend; der Doktor v. Siebold findet, daß der Opperhoofd selbst mit Verachtung behandelt und beständigen Demüthigungen ausgesetzt wird, und daß er sich dieselben aus patriotischem Eifer gefallen lasse, um seinem Lande das Monopol des japanesischen Handels zu erhalten. Die Holländer dagegen behaupten, daß ihre Landsleute in Japan mit aller Achtung behandelt werden, auf welche ein Fremder in diesem Lande vernünftiger Weise Anspruch machen kann; sie fügen hinzu, daß der Handel selbst ihnen sehr wenig einbringt. So viel ist gewiß, daß die Holländer in Japan schon darum keine große Achtung genießen können, weil sie bloß Handel treiben. Die Vornehmen und die Beamten, selbst die vom zweiten Rang, legen die größte Verachtung für den Handel an den Tag, und es kann also der Chef eines rein kommerziellen Etablissements nicht erwarten, auf einem sehr respektablen Fuß behandelt zu werden. Dies geht auch daraus hervor, daß er in Bezug auf das Säbeltragen gewissen Beschränkungen unterworfen ist. Bekanntlich ist das Tragen eines Säbels allen Handeltreibenden in Japan streng untersagt, und der reichste Kaufmann entgeht der Demüthigung, öffentlich ohne Waffen zu erscheinen, nur dadurch, daß er von einem armen Adligen die Günst erkaufte, unter die Zahl seiner Diener aufgenommen zu werden; denn die Titulardiener können einen einzigen Säbel tragen. Von allen Mitgliedern der holländischen Faktorei nun hat der Präsident allein das Recht, einen Säbel, und zwar nur einen einzigen, und das auch nur bei feierlichen Gelegenheiten, zu tragen. Diese Verordnung trifft weder die Person, noch die Nation, sondern nur die soziale Stellung, welche der Präsident in den Augen der Japanesen einnimmt.

Doch welches auch der Grad der Achtung seyn mag, den die Holländer in Japan genießen, so vereinigen sich doch alle Schriftsteller darin, die seit langer Zeit in Europa verbreitete Meinung über die Beschimpfungen, die man ihrer Religion zufüge, zu widerlegen. Die Holländer können zwar ihren Kultus dort nicht ausüben; aber man verlangt wenigstens jetzt nicht von ihnen, daß sie ihre Religion verleugnen, oder daß sie die Bilder der Jungfrau und des Gekreuzigten insultiren, indem sie sie mit Füßen treten. Daß sie je ihre Würde als Menschen und Christen so weit vergessen, sich Anforderungen dieser Art zu fügen, als Tausende von japanesischen Christen sich dem Märtyrertum unterwarfen, dies beruht nur auf Nachrichten ihrer Feinde und Nebenbuhler, der Portugiesen und Jesuiten; daß aber solche Behauptungen Glauben finden konnten, wird begreiflich, wenn man bedenkt, daß die Holländer ihr erstes Handels-Privilegium im Jahre 1611 erhielten, gerade in dem Moment, wo die heftigsten Verfolgungen gegen die japanesischen Christen und die Missionaire ausbrachen.

Seit der Ankunft der Portugiesen in Japan bis ans Ende des sechzehnten Jahrhunderts hatte man das Christenthum und die jesuitischen Missionaire mit einer Toleranz behandelt, die in einem Lande, wo die ganze Autorität des Mikado auf der Religion beruht, fast ungläublich erscheint. Daher zählte man, nach den Berichten der Missionaire an ihre Obern in Rom, vor dem Ausbruch der Bürgerkriege zweihunderttausend eingeborne Christen in Japan, unter welchen sich Fürsten, Generale und die Blüthe des Adels befand. In einer gewissen Zeit war sogar der präsumtive Nachfolger des Siogun, wie es hieß, fast bekehrt, und die Zahl der Jesuiten vermehrte sich außerordentlich während der ganzen Zeit der Bürgerkriege und selbst im Beginn der Verfolgungen. Das gegen den christlichen Kultus ausgesprochene Verbot wirkte anfangs nur langsam, bis im Jahre 1637 eine Empörung in dem Fürstenthum Arima aus-

brach, dessen Bevölkerung zum größten Theil christlich war. Nach den Portugiesen war die Verfolgung, welche von einem neuen Fürsten, einem eifrigen Heiden, gegen die Christen angestellt wurde, die Ursache dieses Aufstandes; die Holländer dagegen behaupten, daß der Aufstand nur durch die tyrannische Verwaltung dieses Fürsten herbeigeführt wurde, und daß die Religion nichts damit zu thun hatte.

Wie dem auch seyn mag, der Fürst von Arima drängte die Insurgenten, deren Zahl sich auf siebzigtausend belief, nach einem langen Kampfe auf die Halbinsel Simabara, und da er sie hier nicht mit eigener Macht bezwingen konnte, so forderte er unter Autorisation des Siogun die Holländer auf, ihm ihre Schiffe und ihre Artillerie zu leihen. Dies geschah, und diese Intervention entschied das Schicksal der unglücklichen Christen von Simabara. Dieser Krieg soll vierzigtausend Individuen das Leben gekostet haben, und der Sieg des Fürsten war von neuen Maßregeln der Strenge gegen die Christen begleitet.

Mit jener Behauptung, daß dieser Kampf kein Religionskrieg war, suchen die Holländer das Gehässige ihrer Intervention zu bemänteln, obgleich sie nicht leugnen können, daß die Insurgenten Christen waren. Was ihnen eher zur Rechtfertigung dienen könnte, ist, daß sie Alles für sich zu fürchten hatten, wenn sie nicht dem Begehren des Fürsten von Arima Folge geleistet hätten, so wie sie andererseits ihrer Bereitwilligkeit in dieser Beziehung es zu verdanken haben, daß die gegen die übrigen Fremden verhängte Ausschließung nicht auch auf sie ausgedehnt würde; denn sie gaben dadurch zu verstehen, daß sie, obgleich Christen, doch von den Portugiesen durchaus verschiedene Christen seyen.

Seit jener Zeit muß jeder Japanese einmal jährlich, indem er die christlichen Bilder mit Füßen tritt, beweisen, daß er nicht Christ ist. Die Ceremonie findet immer den vierten Tag nach dem Jahresanfang statt, und sie wird so allgemein beobachtet, daß selbst die Kinder an der Mutterbrust und Menschen, die an den Gliedern gelähmt sind, die Bilder wenigstens mit den Füßen berühren müssen. Doch werden nur die Eingebornen dazu gezwungen; Fremde pflegt man nur dazu einzuladen, um zu erfahren, ob sie Christen sind oder nicht. Ja man ist so weit entfernt, von den Holländern etwas Ähnliches zu verlangen, daß man sie nicht einmal bei der Ceremonie zugegen seyn läßt.

Zum Schluß geben wir noch eine Skizze von dem Aeußeren und der Physiognomie dieses Volkes. Die Japanesen haben alle Züge, welche die mongolische Race charakterisiren, auch die schiefe Lage der Augen; aber sie sind vielleicht die am wenigsten unangenehmen unter allen Zweigen dieser häßlichen Race. Klaproth bemerkt, daß ihre chinesischen Züge durch eine gewisse physische und geistige Energie modifizirt und veredelt werden. Sie sind im Allgemeinen stark, lebhaft und haben einen gefärbten Teint; die jungen Leute und Mädchen haben viel Sanftmuth in den Zügen. Die holländischen Schriftsteller verbreiten sich mit einem gewissen Wohlgefallen über die Schönheit der jungen Frauen in Japan. Man findet jedoch den Gang der Personen beider Geschlechter sehr ungraziös, besonders den der Frauen; dies hat seinen Grund in der Gewohnheit der letzteren, sich zu sehr die Taille zu schnüren, was zur Folge hat, daß die Beine und Hüfte sich zuletzt nach innen wenden.

Die tägliche Kleidung ist für beide Geschlechter und für alle Klassen der Gesellschaft fast dieselbe, und der Unterschied liegt mehr in der Farbe, der Feinheit und dem Werth des Stoffs, als in der Form und dem Schnitte der Kleider. Die Kleidung besteht aus mehreren sehr weiten über einander geworfenen Roben, die bei den unteren Klassen von Leinwand oder Kalicot sind und bei den höheren von Seide. Diese letzteren haben auf dem Rücken und der Vorderseite des Obermantels, der gewöhnlich durch einen Gürtel an der Taille befestigt ist, das Familienwappen eingestickt oder gestickt. Unter einen wallenden Mantel, der einige Fuß nachschleppt, zieht man eine Menge von Westen an, nach deren Zahl man den Rang der Person beurtheilt. Es heißt, daß man deren zuweilen an hundert trägt, was übertrieben scheint, obwohl man hinzufügt, der Stoff, aus dem sie gemacht sind, sey so leicht und dünn, daß man mehrere zugleich in die Tasche stecken kann. Die Ärmel sind sehr lang und weit, der untere Theil derselben dient als Tasche. Der Busen des Mantels und der Gürtel dienen ebenfalls oft als Tasche, um Gegenstände von einigem Werth hineinzulegen; in die Ärmeltasche legt man die Blätter von dünnem Papier hinein, die die Stelle von Schnupstüchern oder Servietten vertreten, wenn man sich ihrer bedient hat, so legt man sie in die Ärmel, um sie wegzuworfen, wenn man das Zimmer verläßt. Das Kostüm beider Geschlechter, sagten wir, ist fast dasselbe; doch lieben die Frauen die hellen Farben und tragen an ihren Roben gestickte Ornamente oder Goldfransen.

Die Leute von gutem Ton tragen an den Schultern eine Schärpe, deren Länge mit dem Rang sich ändert und bei der Verbeugung, die einer dem anderen macht, gleichsam als Maßstab dient; Jemand, der einem an Rang über ihn Stehenden grüßt, muß sich so tief neigen, daß die Enden seiner Schärpe die Erde berühren; je höher also der Rang eines Mannes ist, desto länger ist seine Schärpe. An Festen oder bei feierlichen Gelegenheiten fügt man zu jedem Kostüm eine Ceremonien-Robe hinzu; dies ist ein sehr weiter Mantel von eigenthümlichem Schnitt, der über die anderen Kleider geworfen wird. Mit diesem Mantel tragen die höheren Klassen an Galatagen eine Art Pantalon, hakama genannt, welches ein sehr weiter, großfaltiger Unterrock ist, der zwischen den Beinen zugenäht und auf den Seiten offen ist, um nicht im Gehen zu belästigen. Ein Modell davon ist im königlichen Museum im Haag zu sehen. Der Rangunterschied, den diese Pantalons bezeichnen, ist nur an Galatagen zu erkennen, aber das sicherste und bleibende Unterscheidungs-Merkmal der verschiedenen Klassen liegt in den Säbeln. Die Personen der höheren Klassen tragen zwei Säbel auf derselben Seite, einen über dem anderen; die anderen Klassen dürfen theils nur einen, theils gar keinen Säbel tragen.

In den Zimmern sind die Socken die einzige Fußbekleidung der Männer

wie der Frauen. Außerhalb des Hauses trägt man Schuhe, oder vielmehr Sandalen von der unbequemsten Art. Es sind Sohlen von Stroh oder Holz, die an ihrer Spitze, welche ein wenig über den Fuß hinausreicht, einen Nagel haben, der zwischen zwei Fußzehen hindurchgeht. Um diese Sandalen so zu erhalten, darf man den Fuß nicht heben, sondern muß ihn schleifen, und dies macht den Gang der Japanesen so beschwerlich und ungraziös. Man legt diese Schuhe ab, sobald man in den Hausflur tritt. Der Kopfschmuck unterscheidet die beiden Geschlechter mehr von einander, als die sonstige Kleidung. Die Männer scheeren sich den Kopf von der Stirn bis zum Scheitel; die Haare der Seiten und des Hinterkopfs werden in die Höhe gehoben und auf dem Scheitel in einen Büschel zusammengebunden. Einige Klassen entfernen sich jedoch von der allgemeinen Mode; die Buddhisten wie die Aerzte scheeren ihr Haupt ganz, während die Chirurgen ihr ganzes Haar behalten und es als Toupet über den Kopf emporrichten. Die Frauen tragen ein reiches Haar, und zwar gewöhnlich in Form eines Turbans, durch den man mehrere fein gearbeitete Stäbchen von Schildkrötenhäute steckt, welche ungefähr fünfzehn Zoll lang und von der Dicke eines Fingers sind. Man sagt, daß diese Stäbchen sehr theuer sind, je mehr deren eine Frau trägt, desto schöner findet man sie frisiert. Bijouterien und andere Zierrathen sind nicht im Gebrauch, aber nicht etwa, weil man die künstlichen Mittel zu gefallen verschmäht; denn die Frauen legen so viel Weiß und Roth auf ihr Gesicht, bis die natürliche Fleischfarbe ganz verschwindet. Die Lippen sind mit Granat gefärbt und durch goldene Fäden gehoben. Eine verheiratete Frau schwärzt sich die Zähne und reißt sich die Augenbrauen aus.

Weder Männer noch Frauen tragen einen Hut, außer wenn es regnet; der Fächer wird als hinreichender Schutz gegen die Strahlen der Sonne angesehen, und was dem Reisenden, der zum ersten Mal nach Japan kommt, vor Allem auffällt, das ist dieser Fächer, den er in der Hand oder am Gürtel aller Leute sieht. Die Soldaten und die Priester tragen ihn eben so gut wie die Damen, und die Besucher empfangen auf ihren Fächern die Käsekeren und Bonbons, die man ihnen aufwartet. Ein Bettler streckt seinen Fächer aus, um Almosen zu empfangen; der Fächer dient dem japanesischen Dandy statt der Gerte, und ein Schulmeister bedient sich seiner als Ruthe, um auf die Finger eines ungelehrigen Schülers zu klopfen; endlich wird der Fächer auf einem Geschirre von eigenthümlicher Art einem Verbrecher der höheren Klassen überreicht, um ihm kund zu thun, daß der Moment der Hinrichtung gekommen sey; er empfängt den Todesstreich in dem Moment, wo er die Hand nach dem Fächer ausstreckt.

England.

Gegenwärtiger Zustand der englischen dramatischen Literatur.

Wenn in Deutschland von allen Seiten Klagen über den Verfall der dramatischen Poesie erschallen, so mag es, wenn es erlaubt ist, sich mit etwas Schlechtem zu trösten, für uns ein nicht geringer Trost seyn, daß auch in England derselbe beklagenswerthe Zustand existirt. Ein englischer Kritiker, der die neuesten Erzeugnisse seiner dramatischen Landsleute summarisch beurtheilt, wirft dabei einen Blick auf das ganze Gebiet der dramatischen Poesie und sagt mit trauriger Miene: „Täglich werden neue Schauspiele geschrieben, gedruckt und herausgegeben: Hunderte, vielleicht Tausende existiren im Manuscript, und ihre Verfasser hoffen mit Sehnsucht auf ein neues Elisabethanisches Zeitalter. Versuche aller Art sind seit kurzem gemacht worden, eine neue Zeit für das Schauspiel herbeizuführen; es darf uns aber nicht wundern, daß diese Versuche fast alle mißlungen sind. Von den Kritikern sind verschiedene Ursachen dieses Mißlingens angegeben worden. Bei der besten Absicht ist das aufgeführte Schauspiel mit Nebenbingen überladen worden. Aber warum wurde dieser Fehler begangen? Die Aufführung eines Drama's hat aufgehört, eine Anziehungskraft zu seyn, und man nahm deshalb seine Zuflucht zu gewissen, nicht immer legitimen, aber auch nicht immer wirksamen Mitteln. Eine von den Ursachen des Mißlingens ist die gewesen, daß die in der letzteren Zeit erschienenen Schauspiele, mit einer oder zwei Ausnahmen, keinen besonderen Beifall verdienten. Auch giebt es unter den gedruckten Dramen nicht ein einziges, das wir auf unsere Verantwortung den gegenwärtigen Theater-Gesellschaften empfehlen möchten. Die jetzigen Schauspieler bilden, trotz der neuen Parlaments-Akte, immer noch wandernde Truppen, wie ihre Vorgänger, und haben in diesem Zustande wenig Aussicht auf Erfolg und geringe Hoffnung auf Verdienst.

„Vor ungefähr sechs oder sieben Jahren jedoch schien die dramatische Poesie etwas Gutes zu versprechen. Männer von achtbarem Talent, welche wenigstens Verse, wenn auch keine Poesie schreiben konnten, — Männer von Geschmack und poetischem Gefühl hatten sich auf dramatische Schriftstellerei gelegt. Aber ein oder zwei Jahre vor dieser Zeit war die Sache ganz anders. Kleine Pamphlets, genannt Schauspiele, Lustspiele, Trauerspiele, alle fünf-aktig, füllten die Läden der Buchhändler und forderten unklug zum Lesen auf. Nicht eine einzige Seite, ja nicht eine einzige Zeile derselben war des Lesens werth. Sie waren ohne Verstand, ohne Syntax und ohne Sinn geschrieben. Weit entfernt, daß ihre Verfasser Dramatiker waren, konnten sie nicht einmal Dichter genannt werden. Wer Schauspiele schreiben will, muß ein Dichter und noch etwas mehr seyn. Milton und Spenser waren Dichter, aber sie waren deshalb noch nicht Shakespeare. Der Schwan vom Avon schrieb nicht bloß Venus und Adonis; er schrieb auch Macbeth. Es wäre gut, wenn Männer, welche die Abfassung dramatischer Werke unternehmen, ihre Aufmerksamkeit hierauf richten wollten. Doch auf Einen Mann, der im Bewußtseyn seines Talents schreibt, gehen tausend, die nur aus Laune und Eitelkeit schreiben. Schriftstellerische Anfänger scheinen keinen Begriff davon zu haben,

daß Schriftstellerei eine Bürde und ein Joch ist; sie nehmen den Titel: Schriftsteller an, ohne ihn durch Fleiß und Anstrengung erworben zu haben. Ihre schwachen Versuche kamen und verschwanden, wie Schatten, und doch wurden sie von ihren Verfassern Schauspiele genannt. Hierauf trat eine bessere Zeit ein, als Männer von Geschmack, wenn auch nicht von Genie, wie Talfourd, Henry Taylor, Sir Lytton Bulwer und einige Andere Werke lieferten, die mit einigem Vergnügen gelesen und gesehen werden konnten. Die Hoffnungen, die man auf sie baute, waren zu übertrieben, und die Mittel, die man zu ihrer Erfüllung anwandte, waren nicht ganz angemessen. Dennoch aber glaubten wir, daß jene werthlosen und verächtlichen Versuche, die vor dieser Periode gemacht wurden, für immer verschwunden wären, und daß es keine geistlosen Verfasser solcher Schriften mehr gäbe; doch die Frucht der Thorheit reißt zu jeder Zeit und unter jeder Sonne. Die in diesen Tagen erschienenen dramatischen Produkte sind ein Beweis, daß der Epylus des literarischen Verdienstes dieser Art sich geschlossen hat; die Zeit, von der man sich eine schönere Blüthe für das Drama versprach, war zu kurz, und der Unfuss, der durch die obengenannten Männer gehemmt zu seyn schien, kehrt mit vollen Segeln jetzt wieder zurück.

„Ein Schauspiel kann eben so wenig ohne Kunst geschrieben, wie ein Gemälde ohne Kunst gemalt werden. Wenn ein Drama gefallen soll, so sind, wie groß auch das Genie des Schriftstellers seyn mag, gewisse Regeln dabei zu beobachten. Selbst wo kein Genie ist, können diese Regeln, wie dies auch häufig die Erfahrung gezeigt hat, einem Drama eine günstige Aufnahme bewirken; sie sind unumgänglich nothwendig. Genie ist zwar ein vortrefflicher Zusatz zu den Regeln; aber ohne diese würde es nur unreiche Geburten hervorbringen. Sie sind die unerläßlichen Bedingungen des glücklichen Erfolgs und müssen wohl gekannt und fleißig studirt und angewandt werden, ehe ein Schauspiel seines Namens würdig seyn kann. Der Kritiker darf mit Recht fragen, ob ein dramatischer Dichter dies in Ueberlegung gezogen hat. Ehe er eine fünftaktige Tragödie, die höchste Aufgabe des Genies und der Kunst, schreibt, muß er erst wissen, ob er im Stande ist, ein Melodrama oder auch nur ein leichtes skizzenartiges Stück für ein Marionetten-Theater zu dichten. Wenn er sich des Beifalls auf dieser niedrigen Stufe nicht gewiß seyn kann, so ist es Unfuss, an den erhabenen Beruf des dichterischen Geistes zu denken. Wir tabeln des jungen Dichters dramatische Versuche keinesweges, so schwach sie auch seyn mögen. Er mag schreiben, so gut oder so schlecht er kann. Er muß sogar erst schlecht schreiben, um gut schreiben zu lernen. Ein schwacher Anfang kann ein glänzendes Ende haben. Aber er soll durchaus nichts drucken lassen und nichts herausgeben. Er muß Geduld haben. Die Kunst kommt nicht auf einmal. Das Sprüchwort sagt: Die Kunst ist lang, das Leben kurz. Wir behaupten jedoch, daß das Leben lang genug ist, um es in vielen Dingen bis zur Meisterschaft zu bringen. Aber zur Vollkommenheit ist Zeit nöthig. Die Dichtung eines guten Schauspiels ist eine der heiligsten Uebungen eines begabten Geistes: es muß jedoch mit der gründlichsten Ueberlegung unternommen und mit der größten Sorgfalt geprüft werden. Der Verfasser darf es nicht eher an das Licht der Welt treten lassen, als bis er selbst fühlt, daß es nicht nur so gut ist, als er es machen kann, sondern so gut, als es durch Fleiß und Kunst gemacht werden kann.“

Mannigfaltiges.

— Die französische Deputirten-Kammer. Wir haben schon früher von einem kürzlich in London erschienenen Werke (France and her Organization) gesprochen, das sich durch seine heftige Opposition gegen das doctrinaire Prinzip der jetzigen französischen Regierung, so wie gegen das Centralisations-System im Allgemeinen, auszeichnet. Der anonyme Verfasser kann in der That das für Frankreich genannt werden, was Herr von Cuvier für Rußland ist, mit dem Unterschiede, daß er an Sachkenntnis, Bitterkeit und satirischer Bosheit den legitimistischen Marquis bei weitem übertrifft, dessen Schrift im Vergleich mit der des Engländers fast mild und nachsichtsvoll erscheint. Man nehme z. B. folgende Schilderung der Deputirten-Kammer, die mit der Bemerkung anhebt, daß, wenn man von den Individuen, die an irgend einem Tage die Barrieren der französischen Hauptstadt passieren, 459 auf Gerathewohl ausfragen würde, sie gebildeter, verständiger und ehrlicher seyn dürften, als dieselbe Anzahl französischer Gesetzgeber! . . . „Wenn man etwa“, sagt unser Engländer, „zwanzig Mitglieder ausnimmt, unter welchen sich De Tracy, Dupont de l'Eure, Cormenin, Arago, Corcelles, Ffambert, Georges Lafayette, Lanjuinais, Allier, Carné und von den Legitimisten Blin de Bourdon, Larochepiquet und einige Andere befinden, so wird man in allen Uebrigen auch nicht ein Atom von Patriotismus, Rechtlichkeit, Pflichtgefühl oder Achtung für die Volksgerechtigkeiten entdecken können. Dreihundert dieser Deputirten wissen nichts von den wahren Grundfäden der sozialen und politischen Oekonomie; sie verstehen selbst das doctrinaire System, zu dessen Aufrechterhaltung sie beitragen, nur insofern, als es zu ihrem Privatvorteil gereicht. . . Die meisten von ihnen kennen in ihrem eigenen Vaterlande nur die Hauptstädte ihrer Departements, die Straße nach Paris, von dem Innern einer Diligence aus betrachtet, und in Paris selbst den Weg nach den Tuilerieen, den Ministerien, der Kammer und den Theatern. Was Europa betrifft, so giebt es nicht fünfzig unter ihnen, welchen die relative Lage der vornehmsten Staaten bekannt wäre, und nicht einer von zwanzigen würde im Stande seyn, die einfachste Frage über die statistischen Verhältnisse derselben zu beantworten. Gegenstände der inneren oder äußeren Politik, die nicht ihre Lokal-Interessen berühren, liegen ganz außer

ihrem Bereich — und um diese Thatsache zu verbergen, die ihnen selbst zwar bewußt ist, die sie aber nicht gern der Welt entdecken möchten, ist es den Deputirten erlaubt, ihre Reden vom Blatte abzulesen. Man treibt in Paris ein förmliches Gewerbe damit, Reden für die Deputirten abzufassen, die hierauf einer nach dem anderen die Tribune besteigen und glänzende Dissertationen über allgemeine Fragen ablesen, ohne einander zu antworten. Zum Unglück der Redefabrikanten, aber zum Glück des Publikums, sind viele Deputirte nicht einmal im Stande, die für sie verfertigten Reden korrekt abzulesen, und sie würden zum ewigen Schweigen verdammt seyn, wenn nicht die ministerielle Strategie eine wichtige Beschäftigung für ihre Lungen erfunden hätte. Auf ein von dem Minister gegebenes Signal ertönt nämlich Beifallsruf, Warren oder ein Schrei nach Ordnung, in einer Abstufung, die mit „Rein! Rein!“ beginnt und sich bis zum wüthenden Geheul steigert. Dieses ist bei wichtigen Veranlassungen die Ordnung der Debatten, die gewöhnlich den Triumph des Ministeriums sichert; der schwachköpfige Jacques Lefebvre ruft: Vive le Roi! was sogleich von der ganzen Partei wiederholt wird, und die Versammlung geht frohlockend aus einander.“ — Nach diesem erbauenden Gemälde folgen einige interessante Skizzen der vornehmsten französischen Redner; auch der Artikel über die pariser und provinzielle Journalistik ist lesenswerth, indem der Verfasser damit beweisen will, daß die Pressefreiheit in Frankreich nichts als ein Phantom sey, hinter welches sich die schonungsloseste Willkür verberge. Doch mag Obiges genügen, um unseren Lesern einen Begriff von der Tendenz dieses Werkes zu geben, welches, seiner vielfältigen Uebertreibungen ungeachtet, eine merkwürdige Erscheinung in der politischen Literatur bildet.

— Genealogisches über den englischen Adel. Die englische Aristokratie ist bekanntlich die stolze oder doch wenigstens die ausschließliche (most exclusive) in Europa — und zwar nicht ganz mit Unrecht, da sie (mit Ausnahme der ungarischen) die einzige ist, die noch eine mächtige, selbstständige Körperschaft bildet. Was jedoch ihren Ursprung betrifft, so ist er, wie mehrere britische Schriftsteller bemerkt haben, ziemlich modern (mushroom); es giebt nur wenige Familien, die in gerader Linie die normannischen Barone Wilhelm's des Eroberers repräsentiren oder deren Name sich auf der Urkunde der Magna Charta befindet. Einige der vornehmsten Pairs-Geschlechter stammen von Kaufleuten und Gewerbetreibenden ab. So war z. B. der Ahnherr der Grafen von Dartmouth ein Kürschner, Namens Thomas Legge oder Leggett, der zweimal Lord-Mayor von London wurde und dem Könige Eduard III. dreihundert Pfund Sterling lieh, um die Kriegskosten zu seinem französischen Feldzuge bestreiten zu helfen. William Greville, ein Londoner Bürger, „die Blume der Wollhändler“ (flower of wool-staplers) genannt, war der Stammvater der Grafen von Warwick, denen jetzt das berühmte Warwick-Castle, der Sitz des

Proud setter-up and puller-down of kings,

eigenthümlich angehört. Der verstorbene Marquis und der jetzige Graf Cornwallis sind Nachkommen des Thomas Cornwallis, Kaufmanns und Sheriffs von London im Jahre 1378. Das Haus Bentworth (Marquis von Rodingham und Grafen von Strafford, nunmehr im Mannstamme erloschen) wurde durch einen Diener des Cardinals Wolsey gegründet, den Heinrich VIII. zum Ritter schlug, um seine Treue zu belohnen, die er dem gefallenen Minister erwiesen hatte. John Coventry, Seidenhändler und Lord-Mayor von London, legte im Jahre 1423 den Grund zu der Familie der jetzigen Grafen von Coventry. Der Adel eines würdigen Schneidermeisters, der es gleichfalls bis zum obersten Municipal-Beamten der englischen Hauptstadt (Lord Mayor) brachte, verdankt die gräßliche Familie der Craven ihre Ehren und Reichthümer und die Verwandtschaft mit den regierenden Häusern Stuart und Anspach Baireuth. *) Von den Aldermännern Cowper und Marsham stammen die Grafen von Cowper und Romney, — von William Ward, Goldschmidt und Juwelier Karl's I., die Biscounts Dudley und Ward und der verstorbene gentale, aber excentrische Graf Dudley (der Lord Vincent in Bulwer's „Pelham“), und von den Lord-Mayors Dormer und Hill die Barone Dormer und Berwick. Der Herzog von Leeds ist ein Nachkomme des Sir Edward Osborne, der als Kaufmanns-Lehrling in der City der einzigen Tochter seines Prinzipals, die in die Themse gestürzt war, das Leben rettete und zum Dank ihre Hand und ihr Vermögen erhielt. Der Marquis von Normanby stammt von Sir William Phipps, einem geborenen Neu-Engländer, der seine Laufbahn als Schiffsjunge auf einem Küsten-Fahrzeuge begann und als Gouverneur von Massachusetts schloß. Der verstorbene Lord Gifford war der Sohn eines Krämers in dem Städtchen St. Leonhards, und Lord Tenterden hatte einen Barbier zum Vater. Die Antwort des Lords an einen adelstolzen Edelmann, der ihm seine Abkunft vorwarf, ist oft zitiert worden. „Der edle Lord bemerkt, daß ich der Sohn eines Barbiers sey“, sagte Tenterden. „Der edle Lord hat ganz Recht. Wäre der edle Lord der Sohn eines Barbiers gewesen, so würde er auch selbst Barbier seyn.“ Man hat zwar diese Replik schon Anderen zugeschrieben, doch paßt sie ganz zu dem Charakter des alten Ober-Richters der Kings-Bench, der sich durch seine Geradheit und derbe Laune auszeichnete. — Wie man sieht, hat also die englische Aristokratie eine starke Beimischung plebejischen Blutes, und sie verdankt es vielleicht gerade diesem Umstande, daß sie bei allen Fortschritten demokratischer Ideen in England doch nie aufgehört hat, einer gewissen Popularität zu genießen.

*) Elisabeth, Gräfin von Berkeley-Craven († 1828 zu Neapel), war bekanntlich die zweite Gemahlin des Markgrafen von Anspach und Baireuth.